Faschingszeit

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 7

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-635911

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Ankermodelle, und wir sollten die fremden Sänger namens der Ortschaft mit einem Lied begrüßen. Dafür waren nun nicht alle Kameraden so recht begeistert, aber Robert meinte: „Eh, mier singe so gut wie mer chäu un wie n'is der Schnabel gwachsen isch! Die Bieler Herre wüsse dänk scho, daß mier käini gstudierti Sänger si." Unser Liedchen klang frisch und rein, er ließ seine Stimme voll und hell erstrahlen, und bald hatten alle ihre anfängliche Schüchternheit überwunden. Als der Vorstand unseres Vereins genötigt wurde, am Bankett teilzunehmen, sprach nach der Begrüßung Direktor Sturm zu mir: „Sie haben da einen wunderbaren Tenor von ganz seltenem Klang und Glanz. Tun Sie alles dafür, daß dieser Mensch seine Stimme ausbilden läßt, der Erfolg wird ihm nicht fehlen." Leider war er nicht zu diesem Schritt zu bewegen. Er fühlte sich noch an seine Eltern und Geschwister gebunden, deren Stütze er war. Ich drang wohl auch nicht allzu eifrig in ihn, denn ich fürchtete eben, ihn zu verlieren, jetzt in den schönsten Jugendjahren. Noch öfters konnten wir seine eigenartige Begabung rühmen hören. Es machte ihm Freude, aber die höchste Befriedigung beim Singen empfand er nur dann, wenn er die Seelen seiner Freunde mitschwingen fühlte und ihre Augen glänzen sah. Besondern Spaß bereitete ihm einmal ein fahrender Künstler, so eine Art Schmierendirektor, der mit seiner Truppe im „Bären" auftreten wollte. Als diesem der Wirt erklärte, wir hätten im Dorf selbst Leute genug zum Konzertieren, warf er sich beleidigt in die Brust und gab gleich eine Kostprobe zum Besten. Ich mußte mich gegen das Fenster wenden, seine Grimasse nebst Tremolo waren mir unerträglich. Just in dem Moment ging mein Kamerad vom Felde heimkehrend am „Bären" vorbei. Wir riefen ihn herein, und er ging auf den Spaß ein, dem fahrenden Volk zu beweisen, daß man auch auf einem Bauerndorfe imstande sei, ein Lied schön vorzutragen ohne Augenverdrehn und Tremolieren. Wie schnellte da der Herr Direktor schon beim ersten Satz in die Höhe. Die Augen, mit denen er den bäurischen Sänger fast verschlang, traten ihm weit aus dem Kopfe, seine Schnurbartspitzen schnellten zuckend auf und ab. Nach Beendigung des Liedes schrie er ganz außer sich vor Aufregung: „Du langer Kerl mit deinen dreckigen Rohrstiefeln, was willst du auf dem Lande herumkraxeln, geh du auf die „Biehne", dort ist dein Platz." Mein Kamerad verstand nicht sogleich, dann rief er aber frohgelaunt indem er aufstand: „Das hani jetz grad im Sinn, Herr Muusigdirägter, i mues nämlich no go Häu ache mache für d'War, un dier chäut mier grad cho hälfe, wenn's ech fräut, üsi Bühni het dr sicherer Bode als die wo dier mäinet." So blieb er halt daheim bei seiner Scholle und erntete zwar keine glänzenden Lorbeeren, dafür aber die Liebe und Dankbarkeit aller Geplagten und Bedrückten, die bei seinem Gesang die trüben Alltagssorgen und Kümmernisse vergessen konnten. Wie oft hörte ich solche Leute sagen: „Eh, es het mi dunkt, i chöm i ne ganz angeri Wäld, woni äuch nächti ha köre singe ds Dorf uf. Es het mer ganz es angers Gmüet gmacht, un mis Eländ alles chunnt mier jetz viel liechter vor." Ja, das Volk liebt glücklicherweise seine Idealisten noch immer.

Doch diese allzu schöne Zeit der zwanziger Jahre, wo uns allen der Gesang als schönstes Ausdrucksmittel unserer Gefühle, Wünsche und idealen Lebenshoffnungen diente, konnte ja nicht immer so bleiben. Mein Kamerad sehnte sich bald nach einem eigenen Hausstand, mußte sich aber vorher nach einem soliden Verdienst umsehen, denn seinen gelernten Sattlerberuf hatte er aufgegeben, um dem Bauernwesen seiner kränklichen Eltern vorzustehen.

(Schluß folgt.)

Faschingszeit.

Die Welt hat ihre bestimmten Maße, die weder mit Zahlen, noch mit Linien berechnet, noch mit feinen Instrumenten gemessen werden können. Sie sind nirgends verzeichnet, haben keine volkswirtschaftliche, keine wissenschaftliche Grundlage, noch nie hat sich ein Gelehrter eingehend mit ihnen befaßt und doch genießen sie allgemeine Anerkennung, werden von allen beachtet, alle fügen sich mehr oder weniger willig ihrem Zwang. Jeder einzelne ist ihnen unterworfen, jede Gesellschaftsklasse sieht diesen Horizont. Es sind die Maße des Zulässigen, die Etiquette, die Form, die jedem von uns zugedacht ist, die wir uns selbst schaffen, ohne dessen bewußt zu werden. „Es ziemt sich nicht, daß das Abwaschmädchen Dame spielt, noch weniger, daß die Dame den Boden aufwäscht", man spricht von der Fabrikarbeiterin, die in seidenen Kleidern einhergeht und tuschelt über die Wohlhabende, deren Hut aus dem vorigen Jahrzehnt stammt. Die Gattin des Spenglers fühlt sich beengt, wenn sie im Theater neben diejenige des Professors zu sitzen kommt, das arme Mädchen, das es wagt, in einen vornehmen Tanzklub einzutreten, erfährt allerlei Kritik.

Aber einmal im Jahre werden diese Grenzen aufgehoben, einmal werden alle gesellschaftlichen Maße gesprengt, die Tore der Freiheit und Gleichheit geöffnet und einem bunten Strom von Lebenshungrigen aus allen Klassen die Geige gespielt. Es ist die Faschingszeit. Prinz Karneval reitet mit Schellengeklingel durchs Land, lockt Jung und Alt, Reich und Arm, Vornehm und Gering herbei, streicht ihre Sorgenfalten von der Stirn, flüstert fröhliche Verheißungen in ihr Ohr, zeigt im Spiegel des Lebens buntester Schimmer und gibt die Devise aus: Laßt fahren den grauen Alltag, kommt mit und seid fröhlich!

Wer sollte widerstehen? Gar zu gerne schüttelt man einmal im Jahr alles Drückende ab, gar zu gerne schlüpfen wir aus dem Alltagskleid, aus den gewohnten Formen in neue, fremde, pikante, daß wir uns selbst als neue Menschen vorkommen. Ein Prickeln fährt ins Blut, das keine Ruhe mehr läßt, das uns treppauf und -ab treibt und leises Lachen löst und lautes Trällern, das unsern Füßen den Tanzrythmus diktiert — Tanzen können nach Herzenslust, fröhlich sein, ohne die Kritik der lieben Nächsten fürchten zu müssen, sich gleiten zu lassen in den Strudel des seligen Vergnügens, wie herrlich muß das sein!

Wer will es dem Zimmermädchen verdenken, wenn es sich als stolze Fürstin verkleidet, wer dem Tipfräulein, wenn es als reizendes Pierrettchen die besten Tänzer vorwegschnappt! Die heimlich Liebende sucht den Mann ihrer Träume, den sie in Gang, Haltung und Stimme erkennt und gewinnt wohl im Laufe des Abends auch sein Herz. Die Dame von Rang hüpft als entzückendes Gänseliesel einher, das Bürgermädchen hat sich in eine dunkeläugige Spanierin verwandelt. So wogt es im Saal von Farben und schillert von glitzerndem Schmuck. Wie eine mächtig bewegte Blumenwiese ist es anzusehen, da sind ja auch richtige gelbe Margueriten, roter Mohn und zarte Veilchen, dort der allerliebste Marienkäfer, der bunte Schmetterling und der Goldkäfer. Blonde Krimhilden in langen fließenden Gewändern, quecksilbrige Zigeunerinnen mit klingenden Münzen, stolze Römerinnen und niedliche Schwarzwälderinnen, alles ist da, was Phantasie und Begehren nur schaffen können. Dazwischen die Männer eben so viel gestaltig in ihren Gewändern. Manch schönes Paar findet sich zusammen und die Jury hat es nicht leicht. —

Im seligen Rythmus des Tanzes fliegen die Stunden dahin. Musik, Licht, Farben und frohe Scherze vereinigen sich zu einer Symphonie der Freude, die nur einmal im Jahr so ausgelassen, so ungehemmt daherbrausen kann. —

Draußen wartet der Alltag mit seinen ruhigen Gesetzen. Wenn wir des Vergnügens müde sind, wenn die Lichter verblassen und im hellen Tageslicht die eben noch genossenen Freuden schaler und schaler werden, dann schlüpfen wir gerne wieder in die alte, schützende Form zurück, in den arbeitsfrohen Tag mit all seinen Grenzen und Maßen. -a-